

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 94.

Posen, den 13. Oktober 1927.

Nr. 94.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

1. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Meine Frau läßt Sie schön grüßen und Ihnen nochmals für den hohen künstlerischen Genuß danken, den Sie ihr gestern mit Ihrem Klavierpiel bereitet haben. Wir haben gestern noch lange und viel über Sie gesprochen, auch mit Graf Rasumoffsky . . .“

„Wollte dieser nicht heute mit dabei sein?“ fragte Beethoven.

„Freilich wollte er das, aber wir sind gestern nach langem Debattieren übereingekommen, daß er Sie ganz meiner Obhut überläßt und sich nur mit mir für Sie interessieren wird, schon weil er selbst Musik betreibt.“

Sie waren unter diesem in das Gartenparterre gelangt, und der Fürst lenkte seinen Schritt nach rechts gegen die Anhöhe.

„Wir wollen zum Palmenhaus gehen, lieber Beethoven! Dort sind so schöne ruhige Wege, auf denen man wohl am ungestörtesten plaudern kann. Auch kann es einem jungen Künstler nicht schaden, wenn er sich rechtzeitig an Palmen gewöhnt, schon wegen der Ruhmespalmen, die er anstrebt.“

Beethoven lächelte, und sie gingen den angedeuteten Weg empor.

„Zunächst,“ begann der Fürst, als sie vor dem Palmenhaus waren und ihre Promenade vor demselben aufnahmen, „müssen Sie mir über Ihre persönlichen Verhältnisse Auskunft geben, auch die finanziellen, damit ich Ihnen dann meinen wohlüberlegten Antrag stellen kann, den ich mir heute nacht zurechtgelegt habe.“

Und Beethoven begann zu erzählen.

Zunächst, daß er durch die dauernde Gnade des Kurfürsten Erzherzog Maximilian über Fürsprache des Grafen Waldstein trotz seines Abganges von Bonn sein Gehalt als Mitglied der Hofkapelle, ergänzt durch ein Adjutum des Grafen, fortbeziehe, damit er seinen Studien in Wien obliegen könne. Dann sagte er, daß nach dem Tode seines Vaters die beiden Brüder Karl und Johann ihm nach Wien gefolgt wären und kurze Zeit bei ihm gewohnt hätten, nun aber gut in Stellung untergebracht wären. Er selbst lebe sehr anspruchslos und bescheiden, da er von seinen Geldern den Unterricht und die Materialien dazu bestreiten müsse und . . .

Weiter ließ ihn der Fürst, der mit angespanntem Interesse zugehört und wiederholt, teils zustimmend, teils unangenehm berührt, seine intensive Teilnahme an dem Gehörten kundgegeben hatte, nicht kommen.

„Genug, lieber Beethoven!“ unterbrach er ihn. „Nun weiß ich schon genügend Bescheid, und Ihre Darstellung entspricht so ziemlich dem Bilde, das ich mir von Ihrem Dasein gemacht hatte. Aber so kann es auf die Dauer doch nicht bleiben, mein Bester! Heute oder morgen wird Ihr Unterricht ein Ende nehmen, und Sie werden daran gehen, künstlerisch schaffen zu wollen.“

„Daran habe ich auch schon gedacht, Durchlaucht!“ sagte Beethoven etwas kleinlaut.

„Sehen Sie! Und ein schaffender Künstler darf seine Kraft, seine Nerven nicht im kleinlichen Alltagsleben zermürben, er muß frei sein, um ungehindert schaffen zu können — nur dann kann er dem hohen Fluge seines Talentes folgen und Großes vollbringen!“

„Durchlaucht sprechen mir aus der Seele,“ rief Beethoven lebhaft aus. „Seit jeher war es mein Traum, mein Ziel, einen Menschen zu finden, der mir ein sicheres Jahressgehalt aussetzt, so daß ich frei von Sorgen um das Dasein nach Herzenslust und meinem drängenden Willen komponieren könnte, und ich würde im Komponieren wahrlich nicht träge sein. Dafür wollte ich dem Betreffenden alle meine Werke ins Eigentum geben; er dürfte sie selbst herausgeben, einem Verleger verkaufen oder sie aufführen lassen, wie er wollte! Ich glaube, Goethe hat es mit seinem Verleger Cotta, und Haendel mit seinem Londoner Verleger so gemacht!“

Lichnowsky lachte belustigt auf. „Auf geringe Beispiele lassen Sie sich wahrlich nicht ein, mein Lieber! Aber gleichviel, mit Ihrer Idee kommen Sie mir auf halbem Wege entgegen, und das freut mich ungemein!“

Beethoven, der sich in Eifer geredet hatte, blickte ihn fragend an.

„Wie? Durchlaucht wollten?“

„Freilich will ich! Und in gewissem Sinne will ich Ihr Ideal voll und ganz in Wirklichkeit umsetzen, sogar in einer Hinsicht günstiger, als Sie es selbst wünschen!“

Beethoven sah erstaunt auf den Sprecher, der überlegen lächelte.

„Sie werden es einem Fürsten Lichnowsky wohl nicht zumuten, Ihre Werke auf den Markt zu bringen, lieber Beethoven! Die Lichnowskys sind nie Handelsleute gewesen, und ich hätte am wenigsten Lust, der Verleger Ihrer Werke zu werden!“

„Verzeihen, Durchlaucht! Ich hatte einen Verleger von Beruf im Sinne!“

„Der wird sich schon finden, wenn Ihre Arbeiten den Erwartungen entsprechen, welche ich auf dieselben setze. Meine Idee entspricht ganz der Ihren und ist doch ganz anders!“

„Durchlaucht spannen mich auf die Folter!“ sagte Beethoven nervös.

„Sie werden gleich entspannt sein, mein Lieber! Antworten Sie mir zunächst auf folgende Fragen, Beethoven!“

Beethoven sah gespannt auf ihn.

„Wieviel beträgt Ihr bisheriges monatliches Einkommen, alles in allem?“

„Fünfundachtzig Gulden, Durchlaucht!“

„In gutem Gelde?“ fragte der Fürst weiter.

„In gutem Gelde!“ bestätigte Beethoven.

„Wieviel zahlen Sie davon an Honoraren für Unterricht weg?“

Beethoven war nun in Verlegenheit; von Scheitern durfte er nichts erwähnen.

„Vierzig Gulden!“ sagte er fest. Es war die Summe, die er an Haydn monatlich bezahlte.

„Und die übrigen fünfundsierzig Gulden?“ fragte Lichnowsky fast wie ein Untersuchungsrichter weiter.

„Die brauche ich für Nahrung, Kleidung, Wohnung und . . .“ Er stotterte.

„Wofür noch?“ drängte der Fürst.

„. . . für Notenpapier, Tinte, Federn,“ stieß Beethoven hervor.

„Da leben Sie wahrlich nicht eben behaglich, Beethoven! Wie wäre es, wenn ich Ihnen dies mit einem Schlage ändere?“

„Durchlaucht, wie das? Ich kann doch nicht dem Kurfürsten seine . . .“

„Das lassen Sie mich in Ordnung bringen, wenn ich nach Trier oder er nach Wien kommt, mein Lieber!“

„Ich kann mir nicht vorstellen, Durchlaucht!“ stieß Beethoven mit bebenden Lippen und mit vor Erregung heißen Wangen hervor.

„Vorher noch eine Frage! Wo wohnen Sie?“

„Zuerst bei einem Schuhmacher in der Allervorstadt, dann auf dem Tiefen Graben, im fünften Stock, ein Zimmer und eine Kammer,“ brachte er stotternd hervor.

Fürst Lichnowsky lächelte mitleidig. „Und in einer solchen Umgebung wollen Sie künstlerisch sich entwickeln?“

„Ich war wenigstens bemüht, dies zu tun, Durchlaucht!“

„Also, damit ist jetzt Schluß, mein Lieber! Jetzt komme ich mit keinem Antrag mehr, Beethoven, sondern jetzt heißt es einfach: Sie müssen!“

Beethoven sah starr auf den Fürsten hin, dessen Gestalt sich straffte und der tatsächlich wie ein Befehlshaber vor ihm stand, der nur zu gehorchen hatte . . .

„Durchlaucht,“ sagte er mit festem Tone, „vergessen Sie nicht, daß ein Künstler zum Leben und Wirken auch noch eines braucht — seine Freiheit!“ Wie eine Drohung hatte Beethoven das Wort hervorgestoßen, denn in seinem Herzen schlummerte des Dichters Wort: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!“, wenngleich er auch von der Gnade der Gönner abhing . . .

„Ihr Stolz ehrt Sie, Beethoven!“ sagte Lichnowsky in gutigem Tone und beinahe gerührt von dem Freimuth des armen Musikers in dieser Umgebung voll Glanz und Pracht. „Ihre Freiheit soll nicht im geringsten angefaßt werden, im Gegenteil — Sie sollen in jeder Hinsicht ein freier Mann sein und in würdiger Umgebung nur sich und Ihrer Kunst leben, von der ich Großes erwarte!“

In Beethovens Augen leuchtete es freudig auf. Das Klang nicht nach Zwang und drückender Pflicht.

Fürst Lichnowsky nahm den aufgeregten Mann unter dem Arm und zog ihn mit sich den schmalen Fußweg entlang. „Jetzt müssen wir aber zu Ende kommen!“

Während sie so dahinschritten, der Fürst ziehend, Beethoven gezogen, sprudelte der Fürst ihm, ohne auf ein Wort der Zustimmung oder der Abwehr zu warten, alle seine Bedingungen hervor, denen Beethoven mit offenem Munde staunend lauschte . . .

„Sie bekommen also hundert Gulden monatlich!“

„Quartier in meinem Palais in der Allerststraße!“

„Kost ebendasselbst aus unserer Küche!“

„Notenpapier so viel Sie wollen!“

„Und einen neuen Flügel von Erard in Paris!“

Das letzte Wort schlug dem Fasse den Boden aus.

„Ja, Durchlaucht, das werde ich mit hundert Gulden im Monat wohl nicht bestreiten können!“ rief er in famiöser Verlegenheit.

„Sollen Sie auch gar nicht, Sie Naiver! Die hundert Gulden sind Ihr Taschengeld, und wenn dann die Verleger kommen und Ihnen dann schesselweise die Dukaten ins Haus bringen, das gehört dann recht Ihnen!“

„Ja, ist denn das möglich?“ schrie Beethoven überlaut auf.

„Gewiß, das ist möglich, lieber Beethoven!“

„Und das wollen Sie alles für mich tun, Durchlaucht?“

„Von Herzen gern, mein Lieber!“

Beethoven riß die Hand des Fürsten an sich und küßte sie stürmisch.

Nicht doch! Sie wollen Ihre Freiheit bewahren und küssen einem Manne die Hand?“ lachte der Fürst und entzog ihm seine Hand.

„Wie soll ich denn meinen Dank ausdrücken, Durchlaucht?“

„In Tönen, mein lieber Beethoven!“

Bei der Mittagstafel fragte Fürst Esterhazy und Graf Rasumoffsky ihren Freund um das Resultat seiner Besprechung mit Beethoven. Er erzählte ihnen lachend den ganzen Hergang und schloß mit den Worten:

„Eines weiß ich schon heute — in diesem Beethoven steckt entweder der größte Musiker oder der größte Narr seiner Zeit!“ . . .

VI.

Der junge Meister und sein Freund.

Beethoven war nun im Palais des Fürsten Lichnowsky installiert, und er fühlte sich in dem prächtigen, licht- und lusterfüllten Zimmer, das ihm zugewiesen worden war, ungemein wohl. Die größte Freude hatte er an dem herrlichen Erard-Flügel, den er dort zur Verfügung hatte und auf dem sein Spiel so ganz anders klang, als auf dem früheren greulichen Klimperkasten. Der Fürst und die Fürstin behandelten ihn liebevoll, wie einen nahen Verwandten, ja, die Fürstin Christiane, eine geborene Gräfin Thun, ging in der Bemutterung Beethovens so weit, daß es ihm fast zu viel wurde.

Es war ein goldener Käfig, in welchen Beethoven jetzt eingeschlossen war, aber immerhin ein — Käfig, der seinen mächtigen Freiheitsdrang arg beeinträchtigte. Besonders die fürstliche Speisestunde — um vier Uhr nachmittags — war es, die ihm am wenigsten behagte, da hieß es immer pünktlich sein, Wäsche und Kleider in tadelloser Ordnung zu haben und, was Beethoven besonders lästig fiel, täglich frisch rasiert zu erscheinen. Das mochte ihm den sonst so verlockenden Aufenthalt im Fürstenhause ein wenig vergällen, und so manchen Tag verschwand Beethoven aus dem Palais, oft zu ihm passender Zeit, als in irgendeiner Gastwirtschaft zu Mittag und ließ das Diner im Palais Diner sein.

Das Fürstenpaar sah über diese kleinen Mängel nachsichtig und wohlwollend hinweg und freute sich seiner künstlerischen Tätigkeit, die in ihrem Hause mächtig und verheißungsvoll in die Halme schoß.

Beethovens Brüder hatten von dieser Schicksalsänderung in seinem Dasein mit gemischten Gefühlen Kenntnis genommen, und mit einem gewissen Neid besuchten sie ihn in seinem neuen Heim, das gegen sein früheres und gegen ihr eigenes allerdings lebhaft abstach. Aber sie freuten sich seiner künstlerischen Fortschritte, ließen sich von ihm gerne erzählen, wie herrlich er jetzt lebe und in welcher vornehme Gesellschaft er bei seinen Einladungen in die verschiedenen Wiener Adelspaläste käme, und Karl, der niemals gut zu wirtschaften verstand, pumpte den „wohlversorgten“ Bruder Ludwig gerne und stets mit Erfolg an.

In jene Zeit fiel auch eine neue Bekanntschaft Beethovens mit einem jungen Manne, der rasch sein bester Freund werden sollte und der es, wie wohl wenig andere, die Beethovens Lebensweg kreuzten, bis an sein Lebensende blieb. Es war dies ein junger, adeliger Beamter, der k. k. Hofsekretär Nikolaus Zmesfall Edler von Domanovecz, an den sich Beethoven ungemein herzlich angeschlossen, weil dieser — ein feinfühligere Menschenkenner — seine Eigenart rasch erkannte und ihm seine hingebende Freundschaft widmete, die darin zum Ausdruck kam, daß er all die kleinen und kleinlichen Bedürfnisse des Alltags für ihn besorgte. Mit wahrer Leidenschaft besorgte Zmesfall für Beethoven alle Dienste, die sich im Leben einstellen: vom Federnschneiden und Papierbesorgen angefangen bis zu den intimsten Be-

Jorgungen für des Leibes Notdurft. Beethoven trug ihm schon nach kurzer Bekanntschaft das Duwort an, und er besaß an dem braven Hofsekretär einen verlässlichen Freund, der ihm um so wertvoller war, als er diesem gegenüber den gönnerhaften Mäzen spielen konnte, was sein Verhältnis zum Wiener Hochadel harmonisch ausglich.

Zmesstall machte auch, im stolzen Gefühle, einen so bedeutenden Freund zu besitzen, unausgesetzt für den jungen Meister Propaganda, und Beethoven nannte ihn scherzhaft in den zahllosen Billetts, die erhalten blieben, seinen „Conte di musica“, seinen „Musikgrafen“, auch „Diner- und Soupergrafen“, selbst den wenig schmeichelhaften Namen „Baron Dredsfahrer“ mußte er sich gefallen lassen, weil er bei schlechtem Wetter Beethoven jeden Weg bereitwilligst abnahm. Zmesstall war ein großer Musikenthusiast, dabei ein ausgezeichneter Violoncellspieler, der überall in den musikliebenden Häusern Wiens gerne gesehen war und auch erfolgreich mitwirkte, wo Not an Mann war. Der junge Hofsekretär, der in den vornehmsten Kreisen beliebt war, führte seinen „Freund Beethoven“ überall mit Stolz ein, und so bescheiden seine Stellung zu diesem war — er war fast mehr sein Diener als Freund — Zmesstall durfte den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, für Beethoven ebensoviel getan zu haben als irgend einer seiner Mäzene.

(Fortsetzung folgt.)

Das geheimnisvolle Dorf hinter dem Polarkreis

Arbeiten im XX. Jahrhundert. — Eine Bevölkerung, die nichts von der Revolution und vom Weltkrieg weiß.

Der ehemalige russische Offizier Popow, der seinerzeit dem sibirischen Expeditionskorps des Generals Popeljaiew angehörte, führte, wie die „Rustloze Wrenja“ meldet, lange Zeit ein Wanderleben unter der Urbevölkerung des sibirischen Nordens.

Während seiner Wanderschaft ist er zufälligerweise hinter den Polarkreis auf ein geheimnisvolles russisches Dorf gestoßen. Dieses Dorf liegt an der Küste des Eismeres und an der Mündung des Flusses Indigirka. Das Dorf ist von drei Seiten von undurchgängbaren Tundren umringt, und auf der vierten Seite grenzt es an den Ozean. Tausend Kilometer ringsum findet man weder eine Siedlung, noch Menschen, so daß das Dorf fast völlig von der Welt abgeschnitten ist.

Popow lebte in diesem Dorfe zwei Jahre und heiratete eines der Dorfmadchen.

Das geheimnisvolle, von Gott und der Welt vergessene Dorf lebt noch ganz im Urzustande. Die Bevölkerung erkennt als Regierung den „weißen Jaren“ an, aber diese Anerkennung bricht sich nur darin aus, daß sie bei ihren Gebeten den Namen des Jaren Mlezej Michailowitsch erwähnt.

Das Dorf hat gar keine Verwaltung, keine amtlichen Institutionen, sämtliche Beschlüsse werden auf der Dorfversammlung gefaßt, die die älteren Leute des Dorfes von Zeit zu Zeit einberufen. Die Beschlüsse werden mit Mehrheit der Stimmen beschlossen. Die Gesamtbevölkerung des Dorfes besteht aus acht- unddreißig Männern und Frauen. Im Dorfe ist auch eine griechisch-katholische Kirche. Diese Kirche hat an vielen Stellen der Wände und der Oberlage große Öffnungen. Diese Öffnungen sind dazu da, damit die Gebete der Gemeinde nicht in der Kirche aufgehalten werden und rascher Gott erreichen. Der Kalender ist der Bevölkerung des Dorfes hinter dem Polarkreis vollständig unbekannt. Ostern und Weihnachten werden gefeiert, und diese Tage werden von der Gesamtbevölkerung bestimmt. An solchen Feiertagen werden auf den Tisch mehr Fleisch und mehr Fische als sonst gestellt, man ist gut, arbeitet nicht. Ostern und Weihnachten werden bloß einen Tag gefeiert.

Die Beschäftigung der Bewohner des Dorfes ist die Jagd und der Fischfang. Im Sommer fahren sie auf ihren selbstgezimmernten, altertümlichen Booten in den Ozean hinaus, und im Winter gehen sie auf die Jagd in die Tundren und Steppen. Sie erlegen Gänse, Fische, Robben. Das Fell der Tiere wird zur Kleidung, das Fleisch zur Nahrung verwendet. Mit dem Öl, das aus dem Fett der Robben gewonnen wird, beleuchten sie ihre Hütten. Brot kennen die Bewohner dieses geheimnisvollen Dorfes überhaupt nicht.

Die Bevölkerung des Dorfes spricht russisch, aber dieses Russisch ist mit altslawischen Worten und mit Worten der Tungusensprache gemischt. Viele Worte, die sich längst in Rußland eingebürgert haben, sind hier gänzlich unbekannt. Z. B. Samowar, Stuhl, Harmonika. Das Wort Revolution ist für die Bewohner des Dorfes ein unbekannter Begriff. Die Bevölkerung hat bis heute noch nichts vom großen Umsturz in Rußland und über den Weltkrieg gehört.

Erzählungen über Autos, Radio, Telephon, hohe Häuser rufen bei der Bevölkerung des Dorfes hinter dem Polarkreis ein Lachen und Mißtrauen hervor. Die Bevölkerung ist streng

gottisch, außer Gott fürchtet sie sich noch vor den Götzen des Dorfes. Diese werden geachtet, respektiert und fast wie Gott verehrt. Ihr Dorf verlassen die Eingeborenen nie. Das Dorf soll — nach Erzählungen der ältesten Männer — über 300 Jahre existieren. Da es aber ganz von der Welt abgeschnitten liegt und die Bewohner es nie verlassen, so wissen über dessen Existenz nicht einmal die sibirischen Kaufleute.

Scheinbar sind die Urbäter der Bevölkerung des Dorfes hinter dem Polarkreis z. Bt. der Eroberung Westsibiriens durch den Hetman Iwan Kollzo eingewandert und haben diese Siedlung ins Leben gerufen. Auf jeden Fall muß die Siedlung zur Zeit der Regierung des Moskauer Jaren Mlezej Michailowitsch gegründet worden sein, denn darauf deuten die Legenden, die von Generation zu Generation wiedergegeben worden sind.

Das geheimnisvolle Dorf hinter dem Polarkreis wird zweifellos das Interesse der wissenschaftlichen Welt erregen. M. G.

Eines schickt sich nicht für alle . . .

Von Ethel Robe.

Jesali und Jahia Arse hatten fast den ganzen Tag Billard gespielt. Eigentlich waren sie strebsame und fleißige Burshen und recht tüchtig beim Verkauf ihrer Deden und Perlen an die Leute, die in den kleinen Cafés auf den Bürgersteigen ihre Erfrischungen genossen.

Die meisten Käufer waren natürlich Amerikaner. Die kauschten Dedden und Teppiche aus Spaß. Manchmal drapierten sie sich auch damit, wenn sie gingen, oft schenkten sie die eben erworbenen Schätze auch einem vorbeigehenden Mädchen oder einem Bettler.

Jesali und Jahia Arse grinsten dann die bewunderten Amerikaner mit breitem Lächeln und großen Zähnen an. Diese Amerikaner konnten sie nicht begreifen. Anfangs hatten sie geglaubt, daß sich hinter diesen Leuten irgend etwas Geheimnisvolles verborge — das tat es aber nicht. Einen davon kannte Jesali sehr gut, denn das war ein Maler, bei dem er Modell gestanden hatte, und er erzählte Jahia Arse, daß man die Amerikaner wirklich nicht zu fürchten brauche, das seien eben nur Leute, die täten, was ihnen gerade einfiel, und es dann auch gleich wieder vergäßen, sie hätten keine bösen Absichten, sie hätten überhaupt keine Absichten. So kam es, daß die beiden Araber sich darüber beruhigten und sich damit abfanden, daß die Amerikaner Leute waren, die viel Geld hatten und ein großes Land, in dem alles nach Wunsch zu gehen schien.

Eines Tages, als die beiden Araber ein gutes Geschäft gemacht hatten, saßen sie den Entschluß, sich wie Amerikaner zu benehmen, Billard zu spielen und Kognak zu trinken und nicht an den morgigen Tag zu denken, auch nicht an Jesalis französische Liebste und an Jahia Arses Mutter.

Sie spielten darauf los. Sie spielten von vierzehn bis sechzehn. Dann tranken sie, und dann nahmen sie von neuem das Spiel in Angriff. Schließlich erteilten sie dem Wirt den Befehl, die Flasche auf einen kleinen Tisch in ihrer Nähe hinzustellen. Ihr zwanzig verlangten sie eine neue Flasche — für jeden, und jeder trank abwechselnd aus seiner eigenen und der des anderen. Dazwischen geschah es, daß sie sich die Bäuche hielten, daß sie lachten und dann wieder wild drauf los spielten und bedenklich um den Billardtisch herumwankten und segelten.

Das war alles so amerikanisch nach ihrer Idee, daß es eine Wonne war. Bis zum Augenblick der Bezahlung natürlich. Da hörte der Amerikanismus und die Einigkeit auf.

Sie gingen an, sich gottisjämmerlich zu zanken. Teils auf Französisch, teils in einer Sprache, die der biedere Wirt nicht verstand, bei der ihm aber angst und bange wurde, denn diese Sprache klang so unheimlich in seinen Ohren, daß er schließlich damit drohte, die Polizei holen zu wollen.

Das Wort — Polizei — schreckte Jesali. Im Gegensatz zum Amerikaner hatte er Angst vor der Polizei — und zahlte.

Die beiden Araber trudelten und schwankten unter lautem Getöse durch die Straßen bis nach Saint Ouen, wo sie wohnten. Als sie in die Nähe der Rue Gobillot gelangten, dachte Jesali, daß er es jetzt eigentlich satt habe, zog sein Messer und erstach Jahia Arse.

Als Jahia Arse, ohne einen Laut von sich zu geben, umgefallen war, stand Jesali einen Augenblick unschlüssig da. Dann bedeckte er das Gesicht seines Kameraden mit einem Tuch, machte kehrt, ging zurück nach Paris und zu seiner französischen Liebsten. Sie empfing ihn mit den Worten: „Mein Gott — warum kommst du so spät in der Nacht — unglaublich . . .“ Darauf erklarte er ihr, was er angerichtet hatte.

Sie war nicht gerade zart besaitet. Nach wenigen Minuten der Ueberlegung sagte sie kaltblütig:

„Du hast aus Notwehr gehandelt. Kannst du das erinnern? — Es ist das Beste, wenn du gleich zur Polizei gehst und dort erzählst, was geschehen ist. — Aber, paß nun auf — vergiß nicht, zu sagen, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält: „Jahia Arse brach einen Streit vom Zaun, trotzdem du die ganze Fete bezahlst haltest, dann zog er plötzlich sein Messer und stach nach dir, dir gelang es aber, ihm das Messer aus der Hand zu schlagen, es aufzugreifen und in deiner Not nach ihm zu stechen.“ Sie werden dich wohl einen oder zwei Monate einsperren, aber ich warte auf dich. Beweise dich — und sage nicht, daß du erst bei mir gewesen bist. — vergiß nicht, was ich dir gesagt habe.“

Sie küßte ihn, drängte ihn dann zur Tür hinaus und schloß sie zu.

Jesali hätte eigentlich denken können, daß er eine gute, treue und ganz vernünftige Liebste habe — aber das dachte er nicht.

Von dem Augenblick an, da sie hinter ihm die Tür geschlossen hatte, dachte er nur einen Gedanken: daß er seinen Freund Jahia Arse unmöglich entbehren könne.

Darum ging er nach Hause in sein Logis und schrieb auf einen Zettel: „Ich habe meinen Freund Jahia Arse getötet und darum will auch ich nicht länger leben. Seine Mutter soll mein Geld haben. Ich gebe mir selbst den Tod.“

Und — das tat er. Er stach sich mit seinem Messer ins Herz — mit demselben Messer, das noch Spuren von seines Freundes Blut trug.

Seine Liebste sagte, daß er ja vollkommen verrückt gewesen sei, und Jahia Arses Mutter freute sich derartig über das Geld, daß sie ganz vergaß zu trauern.

Das Amerikaner-Spielen hatte einen unerwarteten Ausgang genommen. Die Amerikaner, denen sie Teppiche und Ketten verkauft hatten, und denen sie nur ein einziges Mal hatten gleichen wollen — auch der, der ihn gemalt hatte —, vergaßen es, darüber nachzudenken, was aus den beiden Arabern geworden war — auf diese Weise verschwanden die beiden bronzenfarbenen schön-gewachsenen Moslems aus dem bunten Bild des großen Paris.

Aus aller Welt.

Nielsche-Tagung in Weimar vom 15. bis 17. Oktober. Gelegenheitlich der Mitgliederversammlungen der Nielsche-Gesellschaft und der Gesellschaft der Freunde des Nielsche-Archivs findet in Weimar eine öffentliche Nielsche-Tagung statt, die das Thema „Nielsche und das 20. Jahrhundert — Apologie des Menschen“ zum Gegenstand hat. D. Oswald Spengler wird am 15. Oktober über „Nielsche und das 20. Jahrhundert“ sprechen. Am Sonntag, dem 16. Oktober, spricht Dr. Hans Pringhorn, Psychiater in Frankfurt a. M., über „Die Begründung einer neuen Psychologie durch Friedrich Nielsche“. Am selben Tage beschließt ein Vortrag von Dr. Friedrich Würzbach (München): „Zum Selbstopfer des tragischen Heros“, die öffentliche Tagung, an die sich am Montag ein Empfang geladener Gäste im Nielsche-Archiv anschließt.

Prinzessin Juliana von Holland als Dramatikerin und Schauspielerin. Von der zukünftigen holländischen Königin, die zurzeit 18 Jahre zählt und an der Universität Leiden Vorlesungen hört, wurde ein Stück, „Der Blaubart“, geschrieben und von Studentinnen in Leiden aufgeführt. Das Stück hat moderne Auffassung: Blaubart wird dargestellt als ein Psychiater, der seine Frau auf die Probe stellen will. Die Prinzessin selbst spielte bei der Aufführung die Frau des Blaubart und wählte ihrer Rolle so gerecht zu werden, daß das Stück großen Erfolg hatte. Die Regie der Aufführung lag in den Händen der Prinzessin.

Wolkenkratzer aus Glas. Die nächste Entwicklung im Wolkenkratzerbau dürfte nach der Meinung eines New Yorker Architekten die Verwendung von Quarzglas an Stelle von Beton sein. Die Glasart soll den violetten Strahlen den Durchgang gestatten. Ein New Yorker Millionär ist nahe daran, den ersten Versuch mit einem gläsernen Wolkenkratzer zu machen, dessen Außenseite er nachts zu Reflektoren verwenden will.

Fröhliche Ecke.

Richtig.
Schulze: „Neulich hab' ich gelesen, det 's in Norwegen jeht 'n weidlichen Schiffskapitän jöt, die Jundern Trögstad, die nu feste uffs Meer mit ihr Segelschiff rumjondelt.“

Müller: „Du, det is nicht Neues. Die Moehens haben sich doch immer schon ferne mit det Kistakeln abjegeben!“ („Kladderadatsch.“)

Lieber Simplicissimus!
An meinem Tisch im Kaffeegarten des großen, idyllischen Lust- und Schwimmbades in Dresden läßt sich eine wassertriefende Familie nieder. Das Handtuch geht rund um den Tisch zum Trocknen der Gesichter. Zuletzt kommt der Vater an die Reihe. Plötzlich ruft er, den Blick entzückt auf seine Hände gerichtet: „Nu gugg bloß emal, die reen Nägel, die m'r in den Wasser frich!“

Enfant terrible.
Mutter: „Höfliche Leute gähnen nicht, Herbert!“
Herbert: „Höfliche Leute pflegen darüber wegzusehen, Mutti!“

Aus einem Testament:
— Mein treuer Diener Johann erhält nach meinem Tode 2000 Weinflaschen, deren Inhalt er zu meinen Lebzeiten geleert hat.

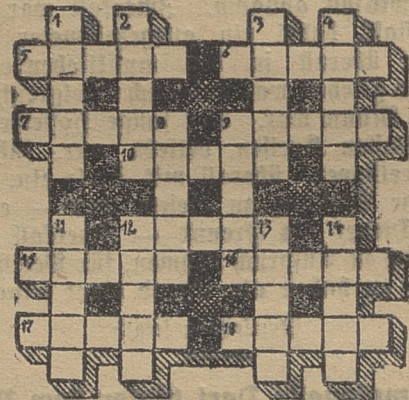
Zum Kopferbrechen.

„Signal.“
Undurchdringlich, feucht und kalt,
zieht „1—2“ durch Wef' und Gain. —
Aus dem „3“, vom nahen Wald,
Klingen fanste Melodern. —
Schauerlich durchdringt die Luft
„1—2—3“, das warnend ruft (Bo.)

Rösselsprung.

len	ed-	nicht	das	zen	le-	sohaf-
zu	sie	krän-	bens	len	o	zu
les	oit-	zu-	sind	soi	zu	nos
falls	gisa-	ntelt		noim	off	ria-
nach	zief	spfel	zen	ge	del-	atill

Kreuzwort-Rästel.



Senkrecht: 1. künstlicher Wasserweg, 2. Bewinger Goliaths, 3. Flugräuber, 4. Salatpflanze, 8. lettlandische Kaiserstadt, 9. Kopfbedeckung, 11. ausfällige Krankheit, 12. Goldgewicht, 13. Mufe, 14. männlicher Vorname;

wagerecht: 5. asiatisches Inselreich, 6. römischer Kaiser, 7. plumpe amerikanisches Urwaldtier, 9. Gesichtslarve, 10. erster Dienstreit, 12. Raubtiergattung, 15. Teil des Fahrrad, 18. Hüflein, 17. heftiger Sturm, 18. geographisches Kartenwerk.

Verwandlungsaufgabe.

Eifer Feile Urach Inder Linse Irene Omar Rogon
Tadel Remus Strich Mahl Braun Nadel Suez

Durch Umordnung der Buchstaben kann man aus jedem dieser Wörter ein neues Wort von anderer Bedeutung bilden. Vervollständigt man die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter der Reihe nach ab, so erhält man den Namen eines deutschen Meisters des Flugsports.

Zahlenrästel.

6	13	7	1	13	6	11
8	2	4	2	12	15	12
5	11	16	3	2	11	1
1	2	3	4	5	6	7
9	3	14	5	1	5	6
10	14	7	6	13	11	5
9	13	11	7	2	11	5

Hierstrauch,
Propheet,
Königreich,
Komponist,
busfender Strauch,
Gadsrecht,
deutscher Dichter.

Bei richtiger Lösung ist die senkrechte Mittellinie gleich den mittelfsten wagerechten. — 93.

Ansföjung Nr. 16.

Serlege - Aufgabe:



Wichtige Einrichtung: Eisen, Bahn; Eisenbahn.

Kopftausch: Bauch — Gnuß — Gnuß — Rauch — Strauch.

Silberrästel: Wer nie fein eigener Diener war, wird nie sein eigener Herr: 1. Wolga, 2. Eimer, 3. Mathe, 4. Nicolai, 5. Indianer, 6. Edmund, 7. Sultan, 8. Erbs, 9. Imme, 10. Augustus, 11. Elbe, 12. Frotwadt, 13. Gibbon, 14. Marzisse, 15. Eholi, 16. Rösselsprung, 17. Dresden, 18. Idee, 19. Eger, 20. Nazareth, 21. Gule, 22. Kotor, 23. Wasser.

Magisches Quadrat. 1. Mut, 2. Uhu, 3. Luch.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.